universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Rede zu Johann Gottlieb Fichte's hundertjährigem Geburtstage

Wildauer von Wildhausen, Tobias

Innsbruck, 1862

Hochansehnliche Versammlung!

urn:nbn:at:at-ubi:2-13497

Hochansehnliche Versammlung!

Das Andenken von Geistesheroen bei gelegenem Anlass allgemein wachzurufen und mit huldigender Verehrung zu feiern ist ein Herzensbedürfniss allen, die sich der Gemeinsamkeit geistiger Interessen bewusst sind; es ist aber auch eine Pflicht der Dankbarkeit für den fortwachsenden Segen ihres Wirkens, und Niemand wird sich dieser Pflicht entziehen, der diesen Segen an sich selbst erfahren und empfunden hat. Die Lebensstellung der Mitglieder dieser hochverehrten Versammlung und die Stätte, von der ich spreche, leisten Bürgschaft dafür, dass wir nicht einer blossen Sitte folgen, mit der die heutige Gesellschaft auch minder grosse Erscheinungen festlich zu feiern sich gewöhnt, sondern dass ein geistiger Antheil uns hier zusammengeführt hat. Zu diesem Antheil ist jeder berufen, der überhaupt eine Theilnahme hegt für das grosse Anliegen: mit reinem Triebe nach Wahrheit zu forschen, mit ungebrochenem Muthe durch alle Schwierigkeiten hindurchzustreben, von schwankender Meinung zur Festigkeit der Ueberzeugung aufzusteigen und die Erkenntniss fruchtbar zu machen für den Einzelnen, die Gesellschaft, das Vaterland und die Menschheit. Alle, sage ich, die ein klares und lebendiges Bewusstsein für diese Anliegen haben, sind berufen, Fichte's hundertjährigen Geburtstag dankbar zu begehen, denn für diese Anliegen

hat er gearbeitet, für sie gestritten und gelitten, für sie zahlreiche neue Arbeiter aufgerufen und durch einen Anhauch seines Geistes gekräftigt.

Aber hat er denn auch die Probleme gelöst, die er in Angriff nahm? oder ist nicht sein System nach kurzer Zeit des Glanzes von einem Jüngeren, Schüler und Genossen zugleich, überwunden worden? Dass er das Forschen zum Abschluss bringen werde, daran hat Fichte wohl selbst am wenigsten gedacht. Sein Ruhm bedarf es nicht, dass wir ihm durch Uebertreibungen oder durch Geheimthun zu Hilfe kommen; er bedarf keiner Lobreden auf das, was ihm misslang, keiner Verhüllung dessen, was an ihm mangelhaft und vergänglich ist. Wir würden dadurch am wenigsten dem Manne eine Ehre erweisen, dessen Grundzug strenge Wahrheitsliebe und schlichte Ehrlichkeit war. Ich bin daher weit entfernt, durch Künsteleien den Schein zu erregen, dass man manches an ihm verhüllen müsse, um seinen Ruhm zu retten; dass man ihn auf ein täuschendes Gestelle setzen müsse, um eine hohe Gestalt aus ihm zu machen. Ich denke, Fichte's Manen zürnen mir nicht, sondern winken beifällig zu, wenn ich sein sterblich Theil dem freimüthigsten Urtheil preisgebe; fordert er doch selbst, man solle lassen vergehen und zerstäubt werden wie Spreu, was vergänglich ist; das Ewige, was einer geleistet, bleibe ohne sein Zuthun. Fichte ist und bleibt dennoch eine epochemachende Erscheinung in der Entwicklungsgeschichte des Geistes.

Hätte er selbst gar kein Problem gelöst und nichts gethan, als unsere Erkenntniss der zu lösenden Probleme erweitert und verdeutlicht; hätte er nichts geschaffen, als jenen Idealismus, der ein nothwendiger Durchgang ist für den Denker; hätte er nichts weiter geleistet, als durch den kühnen, wenn auch misslungenen Versuch einer allumfassenden in sich abgeschlossenen Wissenschaft uns einen unauslöschlichen Hunger und Durst nach derselben in die

Seele gelegt; hätte er uns nichts anderes gezeigt, als den Denkermuth, der die Schwierigkeiten und Widersprüche nicht umgeht, sondern sich durch dieselben durcharbeitet, um den Punkt ihrer Lösung und Erklärung zu finden; hätte er uns nichts hinterlassen als das heilige Vermächtniss, in der Wissenschaft der Wahrheit zu huldigen und nur der Wahrheit, aber keinem Machtgebot: er stünde dennoch als einer jener edlen Genien da, die der Entwicklung des Geisteslebens neuen Anstoss und Schwung verliehen und sich dadurch den Dank aller gesichert haben, die von dem Strome dieser Entwicklung ergriffen und weitergetragen wurden.

Ich fühle die Last der sonst so ehrenvollen Aufgabe, diesen Dank in angemessener Weise auszusprechen. Es ist, wie Herbart sagt, „leichter den Ruhm eines Helden als den eines Denkers zu verkündigen.“ Die Thaten des Helden sprechen so laut mit allgemein verständlicher Sprache, ihn verherrlicht der sichtbare, jedem Auge sich aufdrängende Erfolg. Die Gedanken des einsamen Forschers sind still und geräuschlos, und sind selbst für den Geübteren oft schwer nachzudenken in jener Weite und Tiefe, die den Anspruch auf dankbare Bewunderung erwirbt. Doch kommt mir bei Fichte der Umstand begünstigend entgegen, dass in ihm mit dem speculativen Talent ein heroisches Wesen sich vermählt. Fichte ist ein Held stählernen Charakters, und der Held geht in Eins zusammen mit dem Denker.

Seit Sokrates ist schwerlich ein Philosoph ersten Ranges hervorgetreten, bei dem die wissenschaftliche Ueberzeugung so sehr mit der persönlichen Denkweise zusammenfiel, bei dem „Kopf und Herz“ so im Einklang waren, wie bei Fichte. Seine Lehre gilt mit vollstem Recht als das Werk und als der Abdruck seiner Persönlichkeit. Ihm galt eine solche Harmonie zwischen Charakter und philosophischer Weltanschauung überhaupt als ein allgemeines Gesetz. „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man

für ein Mensch ist. Denn ein philosophisches System ist nicht wie ein todter Hausrath, den man ablegen oder anlegen könnte, wie es uns beliebte, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.“ Diese Worte passen auf keinen mehr als auf ihn selbst; er hat damit nur ein eigenes Erlebniss in der Form eines allgemeinen Gesetzes ausgesprochen. Man muss seine concentrirte, in sich gedrungene Natur, seine moralische Kraft und Gediegenheit, sein muthiges Vertrauen, sein stolzes Beruhen in sich selbst, sein im Kampf mit ungünstigen Verhältnissen gewonnenes Gefühl überlegener Selbständigkeit — kurz man muss seinen Charakter und dessen Entwicklungsgeschichte kennen, wenn man die Genesis, die Erweiterung und Vertiefung seiner Lehre völlig begreifen will.

Heute vor hundert Jahren in dem Dorfe Rammenau in der Lausitz geboren, eines Bandwirkers Sohn, zeichnete sich der Knabe durch grosse Verständigkeit und ein bewundernswerthes Gedächtniss aus, legte aber insbesondere seltene Proben strengen Pflichtgefühles und kräftiger Selbstüberwindung ab. Sein Lieblingsbuch vom „hörnenen Siegfried“, das ihm der Vater zur Belohnung des Fleisses aus der Stadt gebracht hatte, that er aus eigenem Entschluss, wenn auch mit schmerzlicher Entsagung von sich, weil es ihn von anderen pflichtmässigen Verrichtungen zu sehr abzog. Durch die Unterstützung des Freiherrn v. Miltitz, den er durch das verständige gemüthvolle Wiedergeben einer Predigt sich zum Gönner gemacht hatte, kam der Knabe an die Fürstenschule zu Pforta. Die Enge und der Druck des damaligen Lebens im Institute, die Tyrannei der „Obergesellen“ gegen die jüngeren Genossen verletzten sein Selbstgefühl und seinen Sinn für Menschenwürde, und er bekannte dem Rector offenherzig den Entschluss, unter solchen Umständen das Haus zu verlassen. Der Rector wusste die Offenheit und Geradheit des Knaben zu schätzen, nahm sich persönlich seiner an und befreite ihn von dem peinigenden

Obergesellen. Von jetzt an änderte sich seine Lage; doch hatten die widerstrebenden Verhältnisse nur dazu gedient, die keimende Charakterkraft zur rascheren Entfaltung zu bringen. Hier war es auch, wo die Schriften Lessing's zuerst in seine Hände gelangten. Sie wirkten wie zündende Blitze auf sein Herz und zu seinem Selbständigkeitsgefühl gesellte sich der Trieb nach unbedingter Freiheit der Forschung.

Sein Universitätsleben war ein fortgesetzter Kampf mit Noth und Entbehrung. Er genoss nie einen Freitisch, nie ein Stipendium, nie eine staatliche Unterstützung irgend einer Art, darbte und hungerte, nur von schlechtbezahltem Unterricht und von Correcturarbeit sein Leben fristend. Sein Ehrgefühl, sein Stolz, wehrten ihm, den herben Mangel, der ihn drückte, Gönnern und Freunden zu offenbaren. Aber die jahrelange Gewöhnung, nur auf sich selbst zu stehen und von niemanden abzuhängen, die jahrelange Nothwendigkeit, der Welt um sich her Alles durch eigene Kraft abzugewinnen, schmiedeten das Eisen seines Charakters zu Stahl; und wir werden uns nicht wundern, wenn ein solcher Charakter neben seiner Gediegenheit und Festigkeit auch die Sprödigkeit, Härte und einschneidende Schärfe des Metalles an sich trug.

Von seinem 22. Jahre an ass er das oft sauere Brot des Hauslehrers — zuerst in verschiedenen Häusern Sachsens, dann seit 1788 in Zürich, wo er in der Tochter eines wohlhabenden hochgebildeten Kaufmannes, der unserem Klopstock die glühendste Verehrung und edelmüthigste Freundschaft gewidmet und dessen Schwester geheirathet hatte, die Gefährtin seines Lebens, das Weib seines Herzens kennen lernte und in befreundetem Verkehr mit den geistreichsten Männern lebte.

Mit frohen Aussichten, auf einen höheren Schauplatz und in einen grösseren Wirkungskreis zu treten, kehrte der energische junge Mann, der zu handeln verlangte, 1790

nach Deutschland zurück. Alle seine Hoffnungen und Aussichten schlugen fehl. Bald sah er sein äusseres Leben wieder so unsicher und sich so ganz auf sich selbst zurückgewiesen, dass er von Leipzig an seine Braut schreiben konnte: „Ich habe fast alles verloren, ausser den Muth!“

Die Quelle, aus der er mitten unter vereitelten Hoffnungen Stärkung trank, das Asyl, in dem sein projectvoller Geist Ruhe fand, war die Kant'sche Philosophie, die ihn, wie er selbst meldet, in die Lage versetzte, das Scheitern aller Entwürfe „ruhig und mit Freudigkeit zu ertragen.“ Er habe sich ganz dem Studium dieser Philosophie hingegeben, „einer Philosophie, die . . . dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge gibt. Ich habe eine edlere Moral angenommen, und anstatt mich mit den Dingen ausser mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftiget. Das hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden.“ Es war die Kant'sche Lehre von der transscendentalen Freiheit, die von Kant verkündigte Erhabenheit der sittlichen Anforderungen und die Majestät des sittlichen Willens, was dem wahlverwandten Geiste Fichte's solche Stärkung und Beruhigung gewährte, da sie ihm über sich selbst Klarheit gab und „den Kopf in Einklang mit dem Herzen“ setzte.

Da trat eine neue Probe an ihn heran. Schon dem sicheren Hafen nahe, warf ihn das Geschick wieder hinaus ins schwankende Meer. Der eben so wohlbegüterte als reichgebildete Vater seiner Braut war entschlossen, dem noch amtlosen jungen Gelehrten das glückliche Los vollkommener Unabhängigkeit für seine wissenschaftliche Thätigkeit zu schaffen, und Fichte war eben daran nach Zürich zurückzukehren, um seine Braut heimzuführen und der freien Musse zu geniessen; da entriss das Unglück eines Handlungshauses dem Vater seiner Braut fast sein ganzes Vermögen. Fichte, von nun an nicht nur von eigenen Sorgen bedrängt, sondern noch mehr von dem Kummer

um das Schicksal der liebsten Menschen belastet, ohne einen andern Halt als sein „unerschütterliches Herz“, pilgerte, um abermals Hauslehrer zu werden, in die weite Welt, zuerst nach Warschau, von da nach Königsberg, wo er in vier Tagen seine berühmte Schrift über die „Kritik aller Offenbarung“ verfasste, um sich bei dem Weisen von Königsberg, seinem verehrten Meister Kant, empfehlend einzuführen. Der Eindruck war gewaltig: die frühere kühle Aufnahme bei dem Manne, dessen Ruhm die wissenschaftliche Welt erfüllte, verwandelte sich in auszeichnenden Empfang und freundlichen Verkehr. Die Veröffentlichung seiner Schrift „Kritik aller Offenbarung“ machte ihn mit einem Schlag zu einer literarischen Grösse, die sich in den Ruhm des Weisen von Königsberg theilte. Die Schrift war nämlich durch ein Druckversehen ohne den Namen des Verfassers ausgegeben: die angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften sahen darin nichts geringeres als ein Werk Kant's und wetteiferten mit überschwänglichem Lob. Erst Kant's Erklärung belehrte die staunende Welt, dass dies Werk die in vier Tagen entworfene Erstlingsschrift eines Herrn Fichte, eines unbekannten „Hauslehrers beim Grafen Krokow“ sei.

Ein solcher Erfolg, die kurz zuvor noch so schwankenden Lebensverhältnisse im Hintergrund, stärkte Fichte's Selbstgefühl und hob seinen Muth. Der vielherumgeworfene Mann, dessen wanderndes Hofmeisterleben in einem seltsamen Contrast zu stehen schien mit seinem unauslöschlichen Verlangen „auf sein Jahrhundert zu wirken,“ sah nun gesicherte Stellung, freie Bahn und weitgreifende Thätigkeit nahe vor sich. Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt war ihm zugewandt. „Ich habe grosse glühende Projecte,“ schrieb er seiner Braut, „doch nicht für mich. Mein Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) ist der, meinen Platz in der Menschheit mit Thaten zu bezahlen, an meine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Mensch-

heit Folgen zu knüpfen; ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht!“

Zu Ostern 1794 sehen wir Fichte schon an der Seite der gefeiertsten Namen, wie Schiller, Hufeland, Niethammer, Ilgen, Woltmann, Paulus als ordentlichen Professor in Jena, wo er bald den Glanz seines Vorgängers Reinhold verdunkelte und rasch auf den Gipfel des Ruhmes emporstieg.

So hatte sich Fichte selbst „zum Manne geschmiedet“, und stehend im Sonnenglanze des Ruhmes, konnte er sich versucht fühlen mit Prometheus zu sagen: „Hast Du nicht alles selbst vollendet, Heilig glühend Herz?“

Mit diesem „Herzen“ war nun auch „der Kopf“ in Einklang; und sein kühnes Wort (in den Reden an die deutsche Nation): „Leben und Denken muss bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes“ war von ihm selbst in vollstem Masse erfüllt.

Dadurch war er aber auch berufen, der wahre Fortbildner des von Kant entworfenen Idealismus zu sein.

Das Gesetz aller geistigen Fortentwicklung verlangt ein Anknüpfen an den gegebenen Bildungsstoff, ein Umformen und Weiterbilden durch Heranbringen neuer Principien, deren Erzeugung aber nur durch die schon vorhandenen Elemente möglich wurde.

Die Art der Weiterbildung hängt aber von der Individualität des Einzelnen ab, von ihrem Gehalt, ihrer Richtung, dem Mass ihrer Kraft.

In der Kant'schen Philosophie keimten nun allenthalben die organischen Ansätze, die mit einer Art innerer Nothwendigkeit nach weiterer Entwicklung drängten. Auch waren zahlreiche Hände mit ihrer Pflege beschäftigt, aber sie arbeiteten nach Schiller's scharfem Wort grösstentheils nur wie „die Armen, die Ein Reicher in Nahrung setzt, wie die Kärrner, die zu thun haben, wenn die Könige bau'n.“ Nur ein Mann wie Fichte konnte als ebenbürtiger

Bauherr eintreten; nur eine so ganze, einheitlich gedrungene Natur, ein so energischer sittlicher Wille, ein so „heilig glühend Herz“ konnte eine Lehre folgerichtig weiterbilden, in der die praktische Vernunft den Primat über die theoretische führte.

Wir sehen an diesem Orte ab von den theoretischen Gründen, mit denen Fichte seine an Kant anknüpfende Lehre gewann, und fassen bloss die für ihn kräftiger drängenden praktischen Motive und die Conformität des neuen Systems mit seinem Charakter ins Auge.

Fichte hatte in seinem philosophischen Denken zuerst vornehmlich die Frage angefasst, ob denn mit der allgemeinen Causalverknüpfung, die den Weltlauf regelt, eine Freiheit des Willens vereinbar sei? Schon in frühen Jahren mit Spinoza vertraut geworden, hatte er in Bezug auf dieses Problem einer deterministischen Theorie gehuldigt. Mochte auch sein sittliches Gefühl unbefriedigt sein — das Räsonnement zwang ihn ihr beizupflichten. Jetzt aber hatte er sich ganz in die Kant'sche Philosophie geworfen und zwar seit seiner Bekanntschaft mit dem moralischen Theile derselben „aus wahrem Geschmack.“ — „Ich lebe,“ schrieb er an seinen Freund Weisshuhn, „in einer neuen Welt, seitdem ich die Kritik der praktischen Vernunft gelesen habe. Sätze, von denen ich glaubte, sie seien unumstösslich, sind mir umgestossen; Dinge, von denen ich glaubte, sie könnten mir nie bewiesen werden, z. B. der Begriff einer absoluten Freiheit, der Pflicht u. s. w. sind mir bewiesen und ich fühle mich darüber nur um so froher. Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dieses System gibt! . . . Welch ein Segen für ein Zeitalter, in welchem die Moral von ihren Grundfesten aus zerstört und der Begriff Pflicht in allen Wörterbüchern durchstrichen war!“ Und an einen andern Freund schreibt er: „Der Einfluss, den diese Philosophie, besonders aber der moralische Theil derselben, der aber ohne Studium der

„Kritik der reinen Vernunft“ unverständlich bleibt, auf das ganze Denksystem des Menschen hat, die Revolution, die durch sie besonders in meiner ganzen Denkungsart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniss schuldig, dass ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube, und wohl einsehe, dass nur unter dieser Voraussetzung Pflicht, Tugend und überhaupt eine Moral möglich ist. . . . Kant's Moralgrundsätze, in populärem Vortrage, mit Kraft und Feuer dem Publicum ans Herz gelegt, wären vielleicht eine Wohlthat für die Welt. Ich hätte Lust mir dies Verdienst zu erwerben, besonders da ich zu einer Entschädigung, weil auch ich meines Orts nicht ermangelt habe, falsche Grundsätze zu verbreiten, es schuldig bin.“

Er fasste also die Kant'sche Philosophie von der Seite, von der sie auch seinem energischen tiefsittlichen Charakter ganz homogen war — von der Seite ihres Moralprincips. Kant's Lehre von der intelligiblen Freiheit, von der absolut sich selbst bestimmenden Macht des Ich, das an seinem Willen die eiserne Causalverkettung der Dinge abbricht, um eine neue Reihe von Erscheinungen absolut aus sich selbst zu beginnen; Kant's Lehre von der absoluten Majestät der Pflicht, die unbedingt gebietend jede Neigung und Leidenschaft niederschlägt — diese Lehre brachte dem Gefeierten das als philosophischen Gedanken entgegen, was als Charaktergehalt bereits seine ganze Persönlichkeit erfüllte, und was er im Leben zu bethätigen strebte. Sie befriedigte ihm daher nicht bloss ein theoretisches Bedürfniss, sondern ergriff sein tiefstes Wesen durch ihre praktische Evidenz — sie bot ihm in begrifflicher Fassung, was er praktisch an sich selbst erlebte oder zu erleben glaubte. Von nun an war ihm die Selbständigkeit des Ich Anfang, Mitte und Ende aller Philosophie. Diese ihm so evidente Wahrheit rein durchzuführen und damit die Majestät der

Pflicht und die Moral zu retten — das war die Aufgabe seiner gesammten wissenschaftlichen Thätigkeit.

Erkennt man nämlich eine vom Ich unabhängige reale Welt an und macht das Ich zu einem Sein neben anderem Sein, so ist die Anerkennung einer durchgreifenden Causalverknüpfung und damit auch der Spinozismus nicht zu vermeiden.

Jeder consequente „Dogmatiker“, d. h. jeder, der unabhängige äussere Realitäten, Dinge an sich, annimmt, und diesen Gedanken folgerichtig weiterführt, muss nach Fichte nothwendig die Selbständigkeit des Ich gänzlich abläugnen und dasselbe lediglich zu einem Producte der Dinge, zu einem Accidens der Welt machen — der Dogmatiker muss „Fatalist“ und „Materialist“ werden. Nur das Postulat der Freiheit und Selbständigkeit des Ich kann vor diesen Consequenzen retten. Für den folgerichtigen Denker ist daher die Frage nur die, „ob der Selbständigkeit des Ich die Selbständigkeit des Dinges, oder umgekehrt der Selbständigkeit des Dinges die des Ich aufgeopfert werden soll,“ da beide miteinander nicht bestehen können. Fichte that nun entschlossen das zweite: er opferte die Selbständigkeit und Realität der Aussenwelt, um die Selbständigkeit des Ich zu retten.

Ist nämlich das Ich frei, dann darf ihm kein ursprüngliches Sein ausser ihm gegenüberstehen, sondern alles am Ich und im Ich ist seine eigene, aus dem innersten Lebensgrunde hervorquellende That. Die ganze Welt der Vorstellungen, auch der s. g. objectiven, alle Bestimmungen des Bewusstseins sind zuhöchst zu erklären aus einem Handeln der Intelligenz, sie können nur Selbstbeschränkungen ihrer eigenen unendlichen Thätigkeit sein. Das ursprünglich Reale und einzig Selbständige ist nur die absolute Subjectivität. So wird, was bei Kant den kategorischen Imperativ spricht, bei Fichte zum absoluten Subject, zum reinen Ich; an die Stelle gegebener Thatsachen treten

ursprüngliche Thathandlungen, das Ding an sich sinkt herab zu einer Setzung des Ich oder genauer: es verwandelt sich in die von der absoluten Thätigkeit an ihr selbst gesetzte Gränze, und die individuellen, empirischen Iche sind bloss beschränkende Erscheinungsformen des absoluten Subjects, das nur in der individuellen Form Selbstbewusstsein und praktisches Princip zu werden vermag.

Das ist die Genesis des Fichte'schen Idealismus. Was bei Kant nur ein ethischer Begriff, nur Princip der praktischen Philosophie gewesen war, das erweiterte Fichte — hierin consequenter als Kant — zum Prinzip der ganzen Philosophie, von der man sagen könnte, sie sei Fichte's Charaktereigenthümlichkeit in eine philosophische Theorie gebracht.

Und der Entscheidungsgrund für diese streng idealistische Weltanschauung war nach Fichte's eigenen Worten sein „Charakter", war „Neigung und Interesse". Denn „wer seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit von allem, was ausser ihm ist, sich bewusst wird — und man wird dies nur dadurch, dass man sich, unabhängig von allem, durch sich selbst zu etwas macht —, der bedarf der Dinge nicht zur Stütze seines Selbst und kann sie nicht brauchen, weil sie jene Selbständigkeit aufheben und in leeren Schein verwandeln. Das Ich, das er besitzt und welches ihn interessirt, hebt jenen Glauben an die Dinge auf; er glaubt an seine Selbständigkeit aus Neigung, ergreift sie mit Affect. Sein Glaube an sich selbst ist unmittelbar." Hingegen „ein von Natur schlaffer oder durch Geistesknechtschaft, gelehrten Luxus und Eitelkeit erschlaffter und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben." Es ist daher gewiss auch bezeichnend, dass, wie schon Herbart bemerkte, Fichte's eigenthümliche Grundanschauungen gerade in seinen Schriften über praktische Philosophie, in seiner Sitten- und Rechtslehre, am klarsten und zugänglichsten behandelt sind.

Können wir nun auch in dem Fichte'schen Idealismus keine endgiltige Lösung der Räthsel des Daseins erkennen, so beugen wir uns doch ehrfurchtsvoll vor der sittlichen Kraft und Hoheit, die uns hier offenbar geworden; wir erfrischen und stärken uns an der Innigkeit der Gesinnung und an dem redlichen Muth des Denkens, womit er bis zum letzten Lebenshauche darnach gestrebt, das Verhältniss der endlichen Iche zum absoluten Subject festzustellen; wir schulen unsern Geist nachzeugend jene Denkerarbeit, mit der er von den gegebenen Praemissen aus den geschlossenen Bau seines Systemes aufgeführt hat. In diesem Sinne gilt auch von ihm das Wort, das er über andere gesprochen hat: „Ich liebe die freien Denker, wie Leibnitz, Lessing, Kant, die nicht erst fragen, was sie gewinnen werden, sondern sich auf einen eigenthümlichen Weg einlassen, gesetzt auch sie hätten nichts weiteres daran als die Uebung ihrer Kräfte."

Es ist ferner — abgesehen von allen theoretischen Gründen — ein klares Ergebniss Fichte'scher Individualität, ein Ausfluss des Gefühls der Freiheit und Selbstbestimmung, dass er der Erste gewesen, der den Gedanken einer voraussetzungslosen, nur aus sich selbst schöpfenden, autonom durch das Denken sich hervorbringenden Wissenschaft ausgesprochen und zu verwirklichen gesucht hat. Die heutige Philosophie, vorsichtig und bescheiden, leistet auf so kühnes Beginnen Verzicht, aber sie nennt Fichte als den Schöpfer eines epochemachenden Gedankens in der Geschichte ihrer Entwicklung. Der grossartigen Energie und rückhaltlosen Aufrichtigkeit, mit der er einen immerhin als möglich vorauszusetzenden Versuch durchgeführt hat, verdanken wir die befestigte und klare Einsicht, von welchem Ausgangspunkt und auf welchen Bahnen sich die philosophische Forschung sicher bewegen kann.

Damit hängt aber ein verwandter Gedanke unmittelbar zusammen. Niemand soll das Wissen wie einen todten

Schatz bloss passiv empfangen, sondern es in lebendiger Thätigkeit selbständig erzeugen. Gleichwie er daher von sich selbst erklärt, dass er in den Kant'schen Schriften die innere Uebereinstimmung erst dann entdeckt, „nachdem er auf seinem eigenen Wege die Wissenschaftslehre gefunden," so legte Fichte einen besonderen Werth darauf, sich ja nicht „einen Haufen sklavischer und brutaler Nachbeter zu bilden;" er vermeidet daher auch in seiner Darstellung eine geschlossene Terminologie und stellt die Lehre in immer neuen Formen dar, um sie vor dem Schicksal zu bewahren, in die Hände blosser Nachsprecher zu fallen, und er verkündigt klar genug, wie wenig er, wenn jemand sich „das Joch der Nachbeterei" aufladen wollte, sich durch solche Huldigung geschmeichelt fühlen würde.

Jene Eine Evidenz, die sein ganzes Wesen erfüllte, jener Eine Grundgedanke von der absoluten Selbstthätigkeit des Ich, brachte es, wie mir scheint, auch ganz folgerichtig mit sich, dass Fichte die gesammte Wissenschaft aus Einer obersten Einheit deduciren, den ganzen Inhalt des Bewusstseins aus Einem Princip entwickeln oder, wie man es nannte, die ganze Welt construiren wollte. „Die Welt ist eine Blume, die aus Einem Samenkorn ewig neu hervorgeht."

Mit dem überschwellenden Kraftgefühle einer heroischen Natur stimmt auch das Scharfe, Gebieterische, Rigorose seiner sittlichen Anforderungen überein. Ich soll selbständig handeln, unabhängig von Naturtrieb und Neigung, nur bestimmt durch die eigene Ueberzeugung der Pflicht. Denn sittliche Aufgabe ist die — freilich nur approximativ zu erreichende — Selbstrealisirung des reinen Ich. Damit ist Verneinung des blossen Trieblebens, Verneinung aller aus Natur und Neigung hervorgehenden Bestimmungsgründe, dafür aber Handeln aus blosser Pflicht gefordert, da in der Pflicht das reine Ich sich selbst ausspricht, sich selbst postulirt. Wer seinem Naturtriebe folgt,

wer z. B. Weib und Kind aus Neigung liebt, statt aus reinem Pflichtgefühl, wer fremdem Zureden folgt, statt sich selbst von dem Inhalte der Pflicht zu überzeugen — der handelt böse, weil er nicht „autonom“, nicht aus sich selbst handelt, sondern seinem Handeln fremdartige Bestandtheile beimischt. Gut kann nur eine Handlung sein, deren einzige Quelle pflichtmässige Ueberzeugung ist.

Das Ich, das in der Pflicht nur sich selbst postulirt, ist aber dieser Forderung auch gewachsen. Das Können ist verbürgt durch das Sollen. „Wer sagt, er könne nicht, der will nicht.“ — Das klingt ganz wie der Ruf eines sittlichen Helden, dem die praktische Autonomie, die volle Selbstbestimmung ein inneres Erlebniss war.

Es ist nicht dieses Ortes, die Fichte'sche Sittenlehre näher zu erörtern, nur hinweisen muss ich auf das Verdienst, das Fichte sich erworben hat durch diese kräftige Betonung der Pflicht — in einer Zeit, in der die Theorie und Praxis eines kraftlosen Eudämonismus den Lebensnerv der Sittlichkeit allerwärts gelähmt hatte.

Es ist ferner nur der adäquate Ausdruck für den ruhelosen Drang nach Thätigkeit und Fortbildung, wenn er jedes erreichte sittliche Ziel nicht als einen Ruhepunkt, sondern nur als Ausgangspunkt zu einem höheren, jede erklommene Stufe nur als Schwungbrett zum Aufsteigen auf eine höhere ansieht, aber nirgends bequemliche Ruhe und lohnenden Genuss gestattet. „Nicht Glückseligkeit ist der Zweck unseres Daseins, sondern nur Glückwürdigkeit.“ — „Ich bin sehr fest überzeugt, dass hienieden gar nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und der Mühe ist, und dass jede Freude nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe sein soll: dass die Bereitung unseres Schicksals gar nicht, sondern bloss die Cultur unserer selbst von uns gefordert wird.“

Werden wir uns nun wundern, dass er auch seine akademische Wirksamkeit vorzüglich vom sittlichen Stand-

punkt aus ergriffen hat? Schon früh bezeichnete er sich selbst als vorwaltend praktische Natur, nicht bestimmt zu blossem Denken, am wenigsten zu blossem „Denken um des Kaisers Bart“, sondern zum Handeln. „Das Leben ist Zweck, keineswegs das Speculiren; das letztere ist nur Mittel“. Wir wissen auch, dass die Kant'sche Philosophie gerade von dieser Seite her zündend einschlug, und dass sein theoretisches Speculiren gar nichts anderes wollte, als den nothwendigen Unterbau für das Praktische. Nun hielt aber Fichte, in sittlicher Integrität wie ein Koloss emporragend über seine Zeit, sein Zeitalter für das Zeitalter der absoluten Verwesung aller Ideen.

Mit dieser Ueberzeugung war für ihn auch seine Lebensaufgabe schon bestimmt: Einpflanzung einer neuen sittlichen Denkart in den Boden seiner Zeit. Dieser Gedanke erfüllte sein Wirken auf dem akademischen Lehrstuhl: die studirenden Jünglinge sollten die ersten Sendboten einer neuen Denkart werden. Sie sollten, selbst der Wahrheit treu „im Leben und im Tode“, überall ringsum auf deutscher Erde ihre muthigen Anwälte sein. Er wollte sie daher nicht bloss zu freiem selbständigem Denken erziehen, sondern in erster Ordnung ihre sittliche Gesinnung bilden. Die „göttliche Idee“ soll nicht bloss dem Verstande zur Klarheit gelangen, sondern mit ihrer lebendigen Kraft auch die Gesinnung ergreifen und auf dem Wege der Thaten zum Ziele treiben. Das ist der Grundzug des rechtschaffenen Studirenden, dass er „die Berührung mit dem Gemeinen und Unedlen flieht,“ dass „seine Person sich heiliget durch die Heiligkeit der Wissenschaft, und wiederum die Wissenschaft durch die Heiligkeit seiner Person.“ Das Bild eines solchen Studirenden hat er gleich am Beginn seiner akademischen Lehrthätigkeit in ergreifender Hoheit und mit eindringlicher Wärme geschildert.

Darum arbeitete er auch mit aller Kraft an der Vervollkommnung des geselligen Lebens der Studirenden. Na-

mentlich erstrebte er die freiwillige Auflösung der Studentenorden und der Landsmannschaften, die damals noch oft die akademische Ordnung in Zerrüttung stürzten und ihre ungezogene Kraft nur zu häufig gegen Lehrer und Behörden richteten. Dagegen empfahl er einen Verein, dessen einigendes Band nicht in einem veralteten rohen Comment, sondern in der gemeinsamen Aufgabe liegen solle: Uebung in freiem Geistesgebrauch, Stählung zu Charaktertüchtigkeit und Bestärkung in der einen vaterländischen Gesinnung. Die Leibesübungen sollen sämmtlich diesem hohen Bildungszwecke als dienende Mittel untergeordnet sein. „In Absicht der äussern Sitte müssten die Verbündeten sich zwar nicht einer Abglättung, aber auch nicht etwa der Rohheit befleissigen, sondern diese Sitte ruhig und ohne weiter daran zu denken, aus ihrer tüchtigen Gesinnung hervorgehen lassen.“ Nicht die Anarchie eines traditionellen Comments, sondern Herausbildung der eigenen selbständigen Persönlichkeit ist würdig jener Jünger der Wissenschaft, „die ja den Gipfel und die höchste Blüte der Menschheit bilden.“

Gewiss liegen in diesen Gedanken die ersten Keimpunkte der späteren allgemeinen deutschen Studentenverbindung, die in der Zeit des Rückgangs so lange zu den Sorgen der Staatsmänner gehörte. Fichte's Geradheit und Offenheit war aber gewiss allen jenen geheimen politischen Bestrebungen ferne, wegen deren man die spätere Burschenschaft denuncirte.

Ueberhaupt dachte Fichte an eine Umgestaltung der akademischen Schule. Ohne hier eine nähere Beleuchtung zu versuchen, erwähne ich bloss der Anerkennung, die Fichte's reformatorische Tendenzen bei seinem philosophischen Gegner, Friedrich Jacobi, fanden. Dieser sprach bei wichtigem Anlass die Ueberzeugung aus, dass, wenn man die akademischen Anstalten und Einrichtungen verbessern wolle, wohl kein Mann in Europa besser mit Rath

und That an die Hand gehen könne als Fichte, über dessen Redlichkeit nur Eine Stimme sei.

Nicht zufrieden nur an das unmittelbar gegenwärtige Auditorium zu sprechen, richtete er später, in der Zeit grosser Bedrängniss, seine flammenden Reden von dem Akademiegebäude in Berlin aus an die gesammte deutsche Nation.

Fichte hatte nämlich in Folge einer oft widerlegten Anklage, die durch seinen Aufsatz „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ hervorgerufen war, aufgehört Professor in Jena zu sein, und hatte seinen Aufenthalt in Berlin gewählt. In freundlichen Beziehungen zu den bedeutendsten Gelehrten und bald geachtet von hochgestellten Männern hielt er daselbst Privatvorlesungen, in denen er seine Lehre in allgemein verständlicher Weise vortrug. Bei denselben erschienen ausser Gelehrten, Künstlern, hohen Beamten auch Staatsmänner vom ersten Rang, wie der Minister von Schrötter, der geheime Cabinetsrath und spätere Grosskanzler Beyme, der Minister v. Altenstein. Auch einen österreichischen Staatsmann habe ich zu nennen, der Fichte's Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ im Winter 1804/5 als ständiger Zuhörer besuchte. Es war Fürst Metternich, damals kaiserlicher Gesandter in Berlin.

Nach der für Preussen so unglücklichen Schlacht bei Jena flüchtete Fichte von Berlin, um nicht mit dem Sieger oder seinen Behörden in Berührung zu kommen. Wie glücklich ihn sein Genius geleitet, empfand er bald, als er hörte, dass Humboldt und Johannes Müller vom Sieger empfangen worden. „Müller und Humboldt beneide ich nicht, sondern freue mich, dass mir die schmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden, wie ihnen; auch dass ich frei geathmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen. Es macht einen Unterschied im Bewusstsein und wahrscheinlich auch in dem

späteren Erfolge, wenn man in trüben Zeiten seine Anhänglichkeit an die gute Sache öffentlich gezeigt hat. Also ich preise meinen Entschluss.“ Selbst den Wünschen einer treu geliebten Gattin schlug er die Rückkehr ab, weil sein Gewissen, seine Ehre es nicht gestatte. „Hält mich auch kein anderer beim Wort, so wird es um desto mehr Pflicht, dass ich mich selbst dabei halte. Gerade wenn andere deutsche Gelehrte von Namen sich wankelmüthig zeigen, muss der bisherige rechtliche um so fester stehen in seiner Redlichkeit.“

Nach geschlossenem Frieden kehrte er gegen Ende Augusts 1807 nach Berlin zurück und hielt im Winter — December bis März — im Gebäude der Akademie seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“, die zugleich auch im Druck erschienen. Während ein französischer Marschall Stadtgouverneur in Berlin war und die Trommeln vorüberziehender französischer Truppen gar aufdringlich zur Vorsicht mahnten, wagte es der deutsche Professor, ein Princip zu verkündigen, dessen Entfaltung mit der sittlichen Erneuerung der Nation ihre verlorene Selbständigkeit wiederbringen und sie zur geistigen Führerin der Menschheit machen sollte. Mochte auch manches Herz bange klopfen für den unerschrockenen Mann, dem jede seiner Reden ein Todesurtheil werden konnte — er selbst zitterte nicht. „Ich weiss recht gut, was ich wage,“ schrieb er am 2. Januar 1808 an Beyme, „ich weiss, dass ebenso, wie Palm, ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben.“

Fichte betrachtete seine Zuhörer nicht bloss als einzelne Personen, sondern als Vertreter der „ganzen Nation“, und richtete so seine Reden an „die Deutschen schlechtweg“, ohne Rücksicht auf die Trennung nach Stämmen oder Staatsgebieten.

Anknüpfend an seine Vorlesungen über die „Grund-

züge des gegenwärtigen Zeitalters“ erklärte er, das Reich der Selbstsucht habe seine Höhe erreicht und sich selbst vernichtet, jetzt müsse das Zeitalter der Besserung beginnen. Es nahe schon heran.

Es sei daher der allgemeine Zweck dieser Reden, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der grössten Bedrängniss leicht und sanft hinüber zu leiten. — Die Morgenröthe der neuen Welt sei schon angebrochen, und vergolde schon die Spitzen der Berge und bilde vor den Tag, der da kommen soll. „Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe fassen und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, dass sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorübergehen.“

Diese neue Zeit könne aber nur wirklich werden durch die Bildung des ganzen Volkes zu einem neuen nationalen Selbst, durch eine gemeinsame Erziehung, die alle Glieder der Nation ohne Ausnahme ergreife, und sie, deren bisheriges Leben erloschen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem neuen Leben emporhebe. Die Erziehung soll auf den sittlichen Kern des Menschen, die Energie seines Wollens und Thuns gerichtet sein, und indem sie so die Wurzel seines Lebens ergreift, alle wesentlichen Bestandtheile desselben ohne Ausnahme erfassen. Sie soll dem Verstande Klarheit, dem Willen Reinheit und Festigkeit verleihen; darum darf fürder keine Erkenntniss kalt und todt im Menschen bleiben, sondern muss so gebildet sein, dass sie eingreift ins Leben.

Durch eine solche sittliche Bildung muss die geistige Freiheit errungen und in einem beharrlichen reinen Willen gesichert werden; denn die innere Freiheit ist die Vorbedingung und der Quellpunkt der äussern Selbständigkeit.

Durch solche Nationalerziehung (die dann sehr eingehend verzeichnet wird) müssen neue, edlere und kräftigere Wurzeln in den Boden der Gegenwart eingepflanzt werden, und aus ihnen wird eine bessere gesicherte Zukunft erblühen. Darum bieten die nachwirkenden Schäden der Vergangenheit keinen Grund, an sich selbst zu verzagen.

„Lasset immer“ — heisst es am Schluss der dritten Rede — „die Bestandtheile unseres höheren geistigen Lebens eben so ausgedorrt, und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit eben so zerrissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut herumliegen, wie die Todtengebeine des Sehers (am Wasser Chebar); lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenscheine mehrere Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorrt haben: — der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers verstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinander fügen, dass sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben.“ —

Die deutsche Nation habe nun kraft ihrer Ursprünglichkeit den Beruf als Führerin in dieser neuen Zeit voranzugehen; auf ihrer geistigen Erhebung beruhe die Bildung und Gesittung der Welt. Die deutsche Nation soll der Sauerteig werden für die Bildung eines „neuen Menschengeschlechtes“.

Hier klingt die frühere ganz kosmopolitische Gesinnung Fichte's wieder durch, aber gereiniget und verschmolzen mit seinem deutschen Patriotismus. Hatte er früher, einem Zuge folgend, dem so viele gehorchten, die Erwartung gehegt, dass Frankreich den Morgen einer schönen Zukunft für Europa und die Welt heraufführen werde, so hatte er sich jetzt, in seinen Hoffnungen getäuscht, mit der ganzen Innigkeit seines Herzens der eigenen Nation zugewandt und dachte ihr die Aufgabe zu,

nicht durch den brausenden Lärm der Schlachten, sondern durch das Mittel einer festen und berechneten Erziehungskunst sich und die Menschheit zu erneuen.

Darum beschwört er am Schluss alle Glieder der Nation insgesammt und ihre einzelnen Classen insbesondere, doch endlich einmal der ernsten Mahnung Gehör zu geben, endlich einmal den festen Entschluss zu fassen zur Umkehr von der Dumpfheit und Achtlosigkeit, in deren Gefolge alle Uebel der Knechtschaft kommen müssen. Die Worte, mit denen er die Jünglinge beschwört, kann ich Ihnen, akademische Bürger, nicht vorenthalten: „Der Schmelz der Jugend zwar wird an euch abfallen, und die Flamme der Einbildungskraft wird aufhören sich aus sich selber zu ernähren: aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte; wie auch euer Körper altere oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frischheit sich wiedergebären und euer Charakter feststehen und ohne Wandel.“

Die gedankenreichen, schwungvollen und kernigen Worte mussten mächtig eingreifen und eine geistige Umstimmung hervorrufen. Dieses Gemälde der Selbstsucht und Entartung, in dem die Zeit sich abspiegelte, dieses kräftige Rütteln an der Dumpfheit und Schlaffheit der Zeitgenossen, die strafenden Blitze, die er auf ihre Gebrechen niederwarf, dagegen das Aufstellen so erhabener leuchtender Ziele und die Zumuthung an die Nation, sich aufzuraffen und ihnen zuzustreben, der kräftige Aufruf an ihr schlummerndes Selbstgefühl — das waren Erscheinungen so neu und gewaltig, dass sie nicht ohne erschütternde Wirkung bleiben konnten.

Aber im Einzelnen sind die Früchte dieser patrio-

tischen That in anderer Gestalt eingetreten, als Fichte selbst beabsichtigt hatte. Ich ehre nur das Andenken des Gefeierten, wenn ich nach dem leuchtenden Muster von Freimuth und Wahrheitsliebe, das er uns hinterlassen, mich unumwunden darüber ausspreche. Ihre Wirkung lag nicht in der Realisirung der einzelnen Vorschläge, die Fichte für eine neue Nationalerziehung machte, sondern entsprang vorzüglich dem Geiste, der alle Reden durchdrang, der Stimmung, von der sie getragen waren, der Hoheit und Kraft sittlicher Gesinnung, die sich in ihnen offenbarte und mit unentrinnbarer Gewalt die Gemüter der Hörer und Leser ergriff.

Hat doch selbst Gentz, der früher unsern Fichte sehr ungünstig beurtheilt hatte, ein gewiss unverdächtiges Zeugniss dafür abgelegt. Er glaubte, als er an die Lesung der Rede ging, „fluchen zu müssen“, und sieh! er „musste segnen“. Sollte manches auch nicht Stich halten, Eines bleibe immer wahr: so gross, so tief und stolz habe fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen. Wirken werde es daher gewiss und mehr als Einen werde und müsse es begeistern.

Unverkennbar ist die Wirkung der Reden in dem allgemeinen Erwachen und Lebendigwerden des nationalen Selbstgefühls, insbesondere in der Begeisterung, mit der die akademische Jugend im Jahre 1813 zu den Fahnen eilte. Durch die umfassendere und eifrigere Sorge, die der öffentlichen Erziehung, der Volksbildung wie dem Universitätsunterrichte zugewendet wurde, war die Grundforderung der Reden an die Nation erfüllt, und ebenso trat Fichte's Gedanke von der „körperlichen Kunstbildung“ in der Gestalt der Turnkunst ins Leben.

Aber die einzelnen Vorschläge für die Art der neuen Erziehung sind so unausführbar, wie die gleichartigen Entwürfe des platonischen Idealstaats, und muthen uns so seltsam und fremdartig an, als kämen sie von den Ufern

des Eurotas. Ja sie sind auch grundsätzlich irrig, da sie alles durch das allmächtige Eingreifen der centralisirenden Gewalt erwirken wollen. Durch einen specifisch fremden, undeutschen Gedanken, noch dazu auf die extremste Spitze getrieben, kann am wenigsten die deutsche Nation erneuert werden.

Auch wollen wir gerade in dieser Stunde, in der wir mit Stolz einen Heros unserer Nation feiern, einen Act der Gerechtigkeit üben, und, so hoch wir die eigene halten, auch offen anerkennen, dass alle Culturnationen einander bedürfen und dass keine derselben den Platz der andern in der Weltgeschichte ersetzen kann.

Im Jahre 1813 schloss Fichte am 19. Februar seine Vorlesungen mit einer Ansprache an seine Zuhörer. Es war ein feierlicher Abschied, mit dem er die Jugend zu den Fahnen entliess. Ihm scheine gefordert, sprach er, dass jeder jetzt, mit Beiseitsetzung aller andern Zwecke, alle seine Kräfte dem dargebotenen grossen Momente widme.

Im Laufe des Sommers flocht er in seine Vorträge über Staatsrecht eine berühmt gewordene Episode ein: „über den Begriff des wahren Krieges“. Ein solcher sei der gegenwärtige, der nicht bloss von den Fürsten um dynastischer Interessen willen, sondern von dem ganzen Volke geführt werde, um seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu wahren. Aber um dauernd zu siegen, müsse man dem grossen Gegner, der alles an sein Princip, an seine Grille setze, ein anderes kräftigeres Princip, das der wahren Bildung und der sittlichen Freiheit entgegenstellen und gegen ihn in den Kampf führen. Die Summe dessen, was Fichte hier aussprach, hat sein jüngerer Zeitgenosse Görres unumwunden in den kurzen Worte zusammengefasst: „Mit dem Napoleonismus innen ist der Napoleonismus aussen nicht zu besiegen.“

Diese Vorträge, in denen er die frohe Botschaft von

der bevorstehenden Befreiung verkündete, waren sein Schwanengesang. Schon brausten die siegreichen Schlachten, stürzte der Bau des Tyrannen, flohen seine Schaaren über den Rhein. Mitten in diesem Glanz der Erfolge, die sein Geist mit erfechten geholfen, nahm ihn der Tod hinweg. Sein geliebtes Weib, das, von der Gesinnung des Mannes erfüllt, monatelang mit Freudigkeit die Kranken und Verwundeten gepflegt, holte sich aus den Spitälern das Nervenfieber, und übertrug auf den Gatten, der sie pflegte, den Keim des Todes. Die Gattin genas: er aber schied wenige Tage darauf am 27. Januar 1814 aus dem Leben, nachdem er noch kurz zuvor die Nachricht vom Uebergang der siegenden Heere über den Rhein vernommen und zum letztenmal von einem freudigen Gefühle der Genesung durchdrungen war.

So habe ich Ihnen das Denken und Thun des grossen Mannes in flüchtigen Zügen vorgeführt. Nur noch einen raschen Blick zurück! Sein System hat sich zwar durch die idealistische Einseitigkeit aufgelöst; aber es steht da „als ein Denkmal der energischesten geistigen Macht und Vertiefung, und einer charakterfesten, unbeugsamen Consequenz in der Verfolgung und Durchführung eines einmal ergriffenen Gedankens. Fichte's System war Fichte selbst, — und daher nur einmal möglich .... Auf einsamer Felsenspitze steht er allein, treu festhaltend an dem, was ihm als das Beste erschien, sein Leben setzend an dieses Eine, beseelt von einer reinen Gesinnung, und vor allem über das Gemeine erhaben, der Mann des „„unerschütterlichen Herzens““; und die Vorüberziehenden, wenn sie das fremdgewordene Bild betrachten, erkennen wohl: Es war ein Mann aus Einem Guss!“

Damit, hochverehrte Versammlung, habe ich ausgesprochen, warum wir Fichte's hundertjährigen Geburtstag festlich begehen.